29. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 221

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(24. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Sie ritt immer gern."

„Aber nie so forciert. Das ist unnatürlich und muß ihrer Gesundheit schaden. Männer können das machen, weibliche Wesen sind dazu nicht geschaffen. Jedoch dein Vater unterstützt es, ergo muß ich schweigen, so lange wir hier sind. Wir sind ja abhängig. Ich weiß es, und Carla ist sein Liebling. Bleibt Anna. Sie hockt mit Ruth zusammen. Den lieben, langen Tag. Und die halbe Nacht dazu. Neulich hörte ich sie um zwölf noch in Annas Zimmer schwatzen. Sie liegen im Grase und dösen in die Luft . . ."

„Was ich für sehr gesund halte."

„Ich nicht. Untätige Mädels haben immer quere Gedanken im Kopf. Sieh dir die beiden mal bei Tisch an. Auch da können sie wundervoll dösen. Löcher starren sie in die Luft. Ich kenne solche Mädelsgesichter ganz genau — man hat's doch schließlich selbst durchgemacht. Die haben sich in irgendwelche Verliebtheiten hineingeschwatzt. Da drauf kannst du dich verlassen. Ich mache mir meine ganz bestimmten Gedanken."

„Und hast du vielleicht auch schon den, beziehungsweise die Gegenstände ihrer Anbetung ergründet?" In Friedrich Falkenbergs Stimme lag ein Unterton von Sarkasmus.

„Du brauchst gar nicht höhnisch zu werden, mein Lieber. Mir ist die Sache bitter ernst. Natürlich habe ich meinen Verdacht. Groß ist die Auswahl von Männlichkeiten hier ja nicht. Bei der kleinen Zimmer bin ich mir seit langem ganz klar; der brauchte man bloß ins Gesicht zu sehen, als Christof abgereist war. Da spukt die alte Kinderliebe immer noch. Ich werde nie den Tag vergessen, an dem Frau von Zimmer zu mir kam und mir erzählte, daß Christof ihrer Ruth die Hand geküßt hätte. Sie hätte es vom Fenster aus beobachtet; ob ich nicht mal mit meinem Jungen sprechen wollte. Sie blähte sich ordentlich — die gute Lucie. Gott, Christof war ja damals noch ein Kind; aber ich habe mit ihm geredet — gründlich, darauf kannst du dich verlassen."

„Ich kenne die Geschichte, Beate."

„Ja, du kennst sie. Aber Folgerungen hast du aus dieser Kenntnis nie gezogen und leider Frau von Zimmer ebensowenig, auf jeden Fall hat sie nicht mit ihrer Tochter geredet. Und so spukt Christof ihr scheinbar immer noch im Kopf herum."

„Aber das wäre doch nur erfreulich. Ich wüßte wenigstens nicht, was einer Verbindung entgegenstehen sollte."

„Nach den Erfahrungen mit Carla! Ich danke verbindlichst. Da bin **ich** zu stolz."

„Dann hätte Ruth auch nicht herkommen dürfen."

„Ich habe sie ja nicht eingeladen. Wie hier immer, hat **mich** niemand gefragt."

„Und Anna?"

„Bei Anna liegt die Sache anders. Ich fürchte, das Kind wird seine erste große Enttäuschung durchmachen. Eine verständliche, verzeihliche überdies. An dem Mann ist nichts auszusetzen, außer daß es eine pekuniäre Unmöglichkeit ist. Herkunft tadellos, Aussehen tadellos, Benehmen tadellos."

„Und das wäre?"

„Ich sagte dir ja schon; die Auswahl ist hier nicht groß: Wrangel."

Da lachte Graf Falkenberg schallend auf: „Beate, Beate, du siehst wieder einmal Gespenster."

So ganz unrecht hatte die Gräfin Falkenberg nicht. Ruth und Anna hatten sich in einer langen Unterredung ausgesprochen, sich gegenseitig all ihren Kummer gebeichtet. In einer Gewitternacht war es gewesen. Zwischen ihren Zimmern hatte die Tür offen gestanden, das Licht war gelöscht. Sie hatten eines nach dem andern in das Dunkel hineingesprochen, das nur dann und wann von Blitzen grell durchbrochen wurde, denen erst krachend, dann grollend, verebbend die Donnerschläge folgten. Wie verängstigte Vögel waren sie anfangs gewesen, hatten nur geredet, um die Gewitterfurcht niederzuschwatzen. Alte Zeiten, Kinderzeiten in der Josephinenstraße waren wieder aufgelebt: das Zimmersche, das Falkenbergsche und das Kählsche Haus und die Gärten. Die Erinnerung an alte Streiche war wach geworden, von Fritz und Lisa hatten sie sich erzählt, von Carla. Aber Christofs und Hermanns Namen fielen nicht. Beide vermieden sie. Bis Ruth doch endlich nicht anders konnte und sagte: „Hermann hat mir geschrieben, Christof ist in Oberstdorf immer und immer mit dieser Frau Aufhäuser zusammen. Nur ihretwegen ist er da, du kannst es mir glauben, Aenne, nur ihretwegen. Belogen hat er euch. Von Prinz Leuchtenstein schreibt Hermann kein Wort. Alles war nur Vorwand: der Prinz, das Einsteigen, die Gamspirsch." Heiß und leidenschaftlich sprach Ruth.

Anna hörte aus Ruths Worten nur eines heraus: Hermann war auch in Oberstdorf. Und gleich sprang auch in ihr die Eifersucht empor: was hatte ihn nach Oberstdorf gezogen, was und wer: „Hermann ist auch in Oberstdorf?" fragte sie.

„Aber natürlich. Habe ich es dir noch nicht erzählt? Alle sind sie dort: Lisa und Margot Kähl, die ihre schöne Schwester mitgeschleppt hat, und Vater Kähl. In München haben sie Hermann abgeholt und

sind dann alle zusammen in den Bayernhof eingezogen. Und Hermann hat sich natürlich gleich einspannen lassen; das konnte der Frau Aufhäuser so passen; er muß ihr Lisa vom Hals halten, damit sie ihr Spiel mit Christof ungestört treiben kann. Schändlich ist es, Aenne, schändlich. Wie ich sie hasse, diese Person."

Noch immer begriff Anna nicht, was Ruth eigentlich meinte, wie es um sie und ihren Bruder stand. Für sie galt nur Hermann. Also mit Lisa war er zusammen, mit Lisa selbstverständlich. Wie früher war es — sie mußte wieder beiseite stehen. Wie immer: sie, die kleine Anna, die Aenne. Erst war Carla gekommen und hatte sich Hermann genommen. Und nun Lisa. Lisa mit ihren kurzen Röckchen und ihrem Bubikopf. Sie würde ihn schon zu halten verstehen, sie war ja anders wie Carla, die Schwester, die ewig Weise, Förmliche, die Unnahbare, die kaum ein Wort mit ihr gewechselt hatte, so lange sie hier gemeinsam in Golmitz waren. Lisa, die Kokette; sie würde sich ihn schon fangen.

Die Hände ballte Anna unter der Decke zu Fäusten und biß die Zähne zusammen, weil sie fühlte, daß ihr die Tränen kommen wollten. Aber sie durften nicht kommen; mochte Hermann doch zu dem Hotelmädel hinlaufen, was ging es sie an. Was ging er sie an? Warum machte sie sich Gedanken? Was war er ihr denn? Was war er denn überhaupt? Ein Tunichtgut, ein Malerjüngling, der entlassene Bräutigam ihrer Schwester. Warum regte sie sich auf? Sollte er doch machen, was er wollte.

Und doch: ihr Herz schlug, schlug so schnell, so stark, daß sie es hörte. Sie warf sich auf die rechte Seite, sie wollte das dumme Herz nicht hören. Aber es nützte nichts. Bum — bum — bum, gleichmäßig wie ein starkes Uhrwerk pochte es.

Da richtete sich Anna hoch, setzte sich aufrecht ins Bett.

Grell zuckte wieder ein Blitz und erhellte das Zimmer. Der Donner folgte.

Und nun hörte Anna, daß von nebenan immer noch Ruths Stimme kam. „Nun weiß ich auch, warum Christof so plötzlich abgereist ist, warum er sich nicht von mir verabschiedet hat. Er hat es nicht gewagt, weil er ein schlechtes Gewissen hatte. Nicht in die Augen hätte er mir sehen können. Und alles wegen dieser Frau. Eine Schande ist sie für unsere anständige Josephinenstraße. Eine Schande, Aenne, du kannst es mir glauben."

Jetzt hatte Anna doch hingehört. Es dämmerte in ihr: Ruth sprach ähnlich, wie sie eben gedacht hatte. Natürlich: Christof und Claire Aufhäuser, sie wußte ja alles. Durch ihre Hand waren die Briefe gegangen.

„Ruth," rief sie leise. Aber von drüben kam keine Antwort. Anna lauschte. Da hörte sie leises Schluchzen, verhaltenes Weinen. „Aber Ruth — Ruth." Aus dem Bett sprang sie und tastete sich zur Tür, tastete sich hinein in das andere Zimmer, heran an das Bett der Freundin. „Ich weiß alles, Ruth. Briefe hat er von ihr bekommen. Jeden Tag." Und dann erzählte sie, wie sie dem Bruder die Umschläge zugesteckt hatte, diese Umschläge, die immer nach einem aufdringlichen, süßen Parfüm gerochen hätten.

Und Ruth hörte zu: gierig schlang sie die Worte. Bis sie hinausstöhnte: „Ich wußte es ja, ich wußte es ja," und dann von neuem wild aufschluchzte.

Jetzt erst erkannte Anna wohl das Letzte.

„Liebst du Christof denn, Ruth?"

„Ach Anna, liebe, gute, dumme Aenne." — —

Das war der Anfang der großen Beichte gewesen, die sich die beiden Freundinnen ablegten. Und die sie dann immer wieder wiederholten, weil sie doch beide nicht begreifen konnten, wie man ihren Bruder lieben konnte. Als Anna von Hermann begonnen hatte, hatte Ruth ganz erstaunt gefragt: „Was habt ihr nur alle an diesem Schlappstiebel, diesem ewigen Pläneschmieder, dem schwankenden Rohr?" Da hatte Anna ihr ganz ruhig ihre Frage zurückgegeben: „Was hast du denn an Christof?" Und Ruth hatte keine Antwort gehabt.

Stillschweigen gegen alle hatten sie sich beide in dieser ersten Nacht geschworen. Und dann war ihre wehe Liebe ein unerschöpfliches Gesprächsthema geworden. Im Park lagen sie in den stillen Winkeln und redeten. Und als die Gräfin Falkenberg-Mutter sie dort einmal aufgestöbert hatte, nahmen sie sich den Selbstfahrer und fuhren ans Seeufer nach Falkenvorwerk oder in die Buchen an der Adolfsruher Grenze. Da hatte Ruth einen Lieblingsplatz, von dem sie aufs Adolfsruher Gutshaus sehen konnte, auf den verwilderten Park, in dem sie die Rosen gepflückt, die sie Christof gegeben hatte. Wie hatte doch der Erntespruch gelautet:

„Das Fräulein wolle geben groß oder klein,
Wir wollen damit zufrieden sein."

Pläne schmiedeten sie. Helfen wollten sie sich. Einen Bund schlossen sie gegen die Brüder. In Acht und Bann erklärten sie das Kählsche Haus.

„Ach, du hast es ja noch leicht," sagte Ruth. „Was ist denn Lisa? Eine dumme Pute, eine alberne Person. Nicht das Wasser kann sie dir reichen. Aber Frau Aufhäuser, diese Halbfranzösin, dieses durchtriebene, gerissene Frauenzimmer . . ."

„Die kann dir doch nichts anhaben," echote Anna, „glaubst du etwa, daß Christof die heiraten wird? Nie. Dazu kenne ich meinen lieben Bruder doch zu gut. Aber Lisa, die spekuliert natürlich auf Hermann. Um den Finger wird sie ihn sich wickeln, so gutmütig, wie er ist. Ich weiß doch, wie leicht er zu beeinflussen ist, ich hab doch mit angesehen, wie Carla ihn kommandierte."

Und dann malten sie sich aus, wie es in Oberstdorf zuginge, wie Christof und Claire Aufhäuser, wie Hermann und Lisa durch die Täler wanderten, wie sie abends zusammen im Bayernhof tanzten, wie sie im Mondschein wandelten. Immer neue Bilder erfanden sie und quälten sich mit heimlicher Wollust in ihren Eifersüchteleien.

Bis Ruth einmal impulsiv ausrief: „Dazwischen fahren möchte ich, reinwettern in die verlumpte Bande. Plötzlich vor ihnen stehen und sehen, was sie für Gesichter machen." Und dann gleich ihren Plan fest am Schopfe zu fassen. „Wollen wir hin, Aenne? Wollen wir nach Oberstdorf? Heimlich. Du, mein Geld reicht für uns beide."

Aber da wurde Anna Falkenberg sofort klein und mutlos. „Nein — nein. Das können wir nicht."

Und dann war auch Ruth wieder ruhig. Sie sah eine Weile in die ziehenden Wolken und langsam kam ein Lächeln auf ihr Gesicht. „Weißt du, Aenne," sagte sie, „wir benehmen uns eigentlich wie zwei dumme Backfische."

Worauf Anna ihr den Arm um den Hals legte. „Laß es so, Ruth, es ist schön, wenn man sich aussprechen kann." — —

*

Carla ging ihren Weg allein.

Man war in der Kleegrummeternte, beim zweiten Schnitt. Alle Hände hatten in den Wiesen zu tun. Am See klangen die Dengeln, und die Mägde harkten und wendeten. Die Schober wuchsen. Auch die ersten Kartoffelschläge wurden in Angriff genommen. Da standen die Frauen in langen Reihen eng beieinander, schwangen die dreizinkige Hacke und warfen die Knollen in die flachen Körbe.

Es ging auf den Herbst zu.

Carla hetzte die braune Vollblutstute schon lange

nicht mehr ab. Sie wußte, die Wettrennen hatten keinen Zweck. Alex Wrangel holte sie doch ein. So ritt sie ruhig bis in die Nähe der Arbeitenden, wo sie ihn wußte, ritt dann zu dem Platz, wo die Leiterwagen zum Einfahren des Heus oder die Kastenwagen für die Kartoffeln bereit standen. Dann kam er auf sie zu, grüßte höflich, und sie reichte ihm die Hand. Ein paar Worte wechselten sie, ganz sachlich über Wetteraussichten, über eine Maschine oder über ein Gespann. Keines sprach schneller als notwendig, keines errötete oder erbleichte. Diese Begegnungen waren den Leuten, dem Vogt, den Eleven schon zur Gewohnheit geworden; die Komteß kam ja auch und fragte, wenn der Inspektor Baron Wrangel nicht da war, sie ging ja auch in Scheunen und Ställe; sie interessierte sich eben für die Landwirtschaft, sie wußte Bescheid, guten Bescheid sogar, davor verstummte jeder Klatsch, ja er kam gar nicht auf.

Manchmal ritt Carla auch nicht zu den Arbeitenden heran, sie grüßte nur von fern herüber und bog ab, zum Golzenauer Forst oder zur kahlen Heide, den alten, hohen Kiefern, die sich nach Merzenwalde zu hinzogen, wo sie ans staatliche Holz grenzten. Sie trabte dann wohl ein Stück in den Wald hinein, bog in ein Gestell ein, nahm willkürlich die zweite oder dritte Schneise, um dann in Schritt zu fallen und der Stute den Hals frei zu geben. Sie wartete. Sie wußte, bald würde sie hinter sich Hufschlag hören; es dauerte manchmal nur Minuten, oft aber auch eine halbe Stunde und länger. Wrangel ritt nie vom Arbeitsplatz, ehe er seine Pflichten beendet. Das wußte sie. Er ritt dann in einer anderen Richtung fort und schlug einen großen Haken, ehe er sich auf ihre Fährte setzte. Sie hatte es oft genug beobachtet. Wie er mich nur immer aufspürt, fragte sie sich. Sie konnte noch so viel in die Kreuz und die Quer traben, er fand sie. Und die Stetigkeit imponierte ihr. Wenn er sie erreicht hatte, zog er den Filz tief vom Kopf. „Guten Morgen, Gräfin!" — „Guten Morgen, Baron Wrangel." — „Wollen wir antraben?" — „Gern" (Fortsetzung folgt)

41 Grad Fieber, Blutvergiftung und – Hochzeitsreise

Und das alles auf einem Kutter in der Südsee

Von Erling Tambs

Ich hatte die Grippe und hohe Temperatur. Außerdem begann eine Blutvergiftung in der rechten Hand mich zu quälen. Meine Frau und der Junge hatten ebenfalls einen Grippeanfall, doch nicht so stark wie ich, und sie erholten sich bald. Das war das erste und einzige Mal auf unserer Fahrt, daß jemand von der Besatzung krank wurde. Es war sicher ein recht ungemütliches Erlebnis, und wenn uns nicht eine ständige Kette glücklicher Umstände beschert gewesen wäre, hätte es böse auslaufen können. Der Sturm zu Beginn der neuen Fahrt dauerte freilich nicht sehr lange, auch erlangte er keine große Gewalt; doch empfand ich es recht dankbar, daß ich mich damals genötigt gesehen hatte, Segel zu bergen. Das Tuch des Großsegels flatterte noch drei Wochen lang an Deck herum.

Was die Segel betraf, die wir noch führten, so wußte ich, daß im Notfall Julie sie allein bedienen konnte. Wenn ein Sturm aufkam, so hatte sie weiter nichts nötig, als das Stagsegel zu streichen. Der Sturmklüver und das Sturmtrysegel waren kleine Segel von überaus schwerer Machart und von handfestem laufenden Gut bedient. Man konnte sie unbesorgt sogar bei schwerem Wetter belassen.

Unterdessen verstrichen die Tage, und jeder davon fand den Kapitän beängstigend schwächer und mit höherem Fieber. Die Blutvergiftung hatte sich den Arm hinaufgezogen, so daß es schließlich nötig wurde, den Hemdsärmel bis ganz hin zur Schulter aufzureißen. Der Doktor von Pago-Pago hatte unser Arzneikästchen mit einer Menge nützlicher Heilmittel aufgefüllt, unter denen ich einen reichlichen Vorrat Epsomer Bittersalz fand. Das nahm ich tüchtig innerlich wie äußerlich, dazu noch große Gaben Chinin und Aspirin, um das Fieber zu bekämpfen. Doch schien nichts recht zu nützen. Während ich immer schweißgebadet war, fröstelte ich vor Eiseskälte. Mein Husten schüttelte das Boot und schreckte den Hund. Da noch die ständig um sich greifende Entzündung meines Armes dazukam, ging es mir hundeelend. Nach geraumer Zeit war alles, was ich tun konnte, daß ich mich aus der Koje schleppte, um bei Sonnenschein das Mittagsbesteck zu nehmen.

Meine Verfassung begann mir ernste Sorgen zu machen. Ich dachte, der allmächtige Reeder der Teddy hätte beschlossen, dem Kapitän den Laufpaß zu geben. Daher versuchte ich, Julie beizubringen, wie man die Mittagsbreite bestimmt, und gleichzeitig gab ich ihr aus meinem verstreuten Schatz seemännischer Kenntnisse allerlei Winke über Kurse, Winde, Dampferstraßen und so weiter.

Kaum weniger wichtig, so schien es mir, wenn auch viel unbehaglicher, war die Aufgabe, meine Frau anzuweisen, wie sie mit der Leiche fertig würde. Es war klar, daß im Falle meines Ablebens Julie nicht die Kraft haben würde, meinen schweren Leib aus der Koje zu heben und an Deck zu schleppen. Wenn das Schicksal es aber so wollte, sah sie sich der Notwendigkeit gegenüber, ihn unverzüglich den Wellen zu übergeben. Man muß bedenken, daß wir uns in den Tropen befanden. Doch sowie ich die Frage anschnitt, stopfte sich meine Frau die Finger in die Ohren und flüchtete. So konnte ich es ihr nur allmählich und hinterherum klarmachen, wie sie die Klüverfallen in die Kajüte hinunterbringen mußte, dann anhaken, an Deck gehen und vorheißen, und schließlich über Bord damit!

Auf solche Weise wappnete ich uns gegen alle Möglichkeiten, die etwa eintreten konnten, und hatte schließlich das befriedigende Bewußtsein, daß die beiden Angehörigen der Besatzung wenigstens einigermaßen Aussicht hatten, den sicheren Hafen zu erreichen, wenn uns nicht sonst Unglück heimsuchte, ehe wir glücklich von den Inseln klar kamen.

All die Sorgen und die mühselige Plackerei, die mit der Betreuung eines kranken Kapitäns und eines kleinen Jungen, dem Wäschewaschen und -trocknen und dem Essenkochen verbunden waren —, all die zahllosen Einzelverrichtungen hierfür gaben meiner Frau unablässig zu tun; sie rackerte sich vom frühesten Morgengrauen bis spät abends ab — und dies Schuften auf einem kleinen Boot unter solchen Umständen ist unendlich schwieriger als in einem wohlgeordneten Haushalt mit seinen vielen Bequemlichkeiten. Da niemand da war, der das Boot hätte steuern können, blieb die Teddy völlig ihren eigenen Einfällen überlassen.

Nahezu drei Wochen lang blieben Segel und Pinne so gut wie unberührt. Wie von einer höheren Macht gelenkt, fand sich das Boot von selber zwischen den Inseln hindurch, und selbst der Wind schien so zu drehen, daß er sich unserem Kurs anpaßte.

Trotz der Jahreszeit blieb der Himmel ständig heiter; nie hatten wir so lange ununterbrochen herrliches Wetter gehabt.

Am Mittag vor Heiligabend war meine Temperatur auf 41 gestiegen. Immer dicht davor, das Bewußtsein zu verlieren, war ich kaum imstande, mich an Deck zu schleppen, um das tägliche Besteck zu nehmen.

Ich hatte mich wieder nach unten begeben. Julie war bei der Wäsche an Deck; Tony leistete ihr Gesellschaft. Durch das eintönige Rumpeln des Waschbretts hindurch hörte ich das leise Gemurmel ihrer Stimmen. Plötzlich ließ mich ein Ausruf oben an Deck aus meinem Hindämmern auffahren. Fast im gleichen Augenblick erschien meine Frau in der Kajütskappe in großer Aufregung, mir zu melden, wir seien auf allen Seiten von Riffen umgeben.

Ich zerrte mich aus der Koje. Die Schmerzen im Arm waren fürchterlich — und als ich auf die Kajütskappe zu stolperte, rutschte ich aus und fiel schwer auf meinen kranken Arm gegen die Stufen.

Na! Das war nicht angenehm, aber es war die Heilung. Von da an ging es besser mit dem Arm. Am Weihnachtstag fiel die Temperatur zum erstenmal unter 40, und in der Folge ging es trotz der Grippe, die noch ein paar Tage länger einen ungleichen Kampf mit mir kämpfte, mit Riesenschritten der Genesung zu. (Mit besonderer Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, dem soeben erschienenen Buch „Hochzeitsreise — aber wie! Im Lotsenkutter durch zwei Weltmeere" von Erling Tambs im Auszug entnommen.)

Eine unmögliche Klaue

Von W. Franke.

Wie wenn ängstliche Badegäste vom Strand aus das Meer betrachten — vorläufig sieht's noch ganz friedlich aus, aber weit draußen schäumt es in Wellenkämmen auf: das wird wohl einen ordentlichen Sturm geben — so und nicht anders mustert die Schulklasse das Gesicht des Gewaltigen, während er die Hefte korrigiert.

Schon zuckt es in seinem Gesicht unheilvoll auf — und dann dröhnt seine Stimme durch das Zimmer: „Holzapfel!"

Der Pennäler Holzapfel erhebt sich gemessen. Er weiß schon, was die Glocke geschlagen hat. „Holzapfel!" dröhnt es wieder. „Was ist das für eine Handschrift?"

Holzapfel weiß es. Ja, er hat eine unmögliche, eine verbotene Handschrift, seine Handschrift war das einzige, was zu einer späteren Doktorwürde schon fertig war — es war eine ganz unmögliche Klaue.

Das kann er natürlich nicht sagen. Er weiß ganz genau, daß diese Handschrift hieroglyphisch ist ... daß es keine Entschuldigung dafür gibt ... dann aber faßt er seinen Mut in beide Hände, und mit der leichten Weltmännischkeit, die dem Siebzehnjährigen so gut ansteht, antwortet er: „Aber Herr Professor! Wissen Sie denn gar nichts von Graphologie?"

Dem guten Professor verschlägt's zunächst den Atem. „He?" fragte er.

Holzapfel macht sich noch einmal Mut. Er hat allerhand zusammengeschmökert, Verdautes und Unverdautes, hat es wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen, was ihm so unter die Augen gekommen ist — nun packt er aus.

„Diese Handschrift, die Sie tadeln, Herr Professor, ist bei weitem nicht frevelhafte Liederlichkeit! Nein! Sie entspringt durchaus wissenschaftlich-psychologischen Motiven. Diese Arkadenbindung mit Fadenendung bedeutet nichts als einen innerlich isolierten und verkapselten Charakter mit neurotischen Dispositionen — und einen solchen habe ich nun mal. Das hängt mit der psychologischen Wirrnis der Zeitläufte zusammen, Herr Professor, und daher kommt auch diese Handschrift!"

Der Professor blickt belustigt auf. „Schön!" sagte er, „aber warum machen Sie denn da so unlesbare t-Striche — was soll das nun heißen?"

Holzapfel atmet auf. Sobald sich der Gewaltige überhaupt in Diskussionen mit ihm einläßt, ist er halb gerettet.

„Diese phantastischen t-Striche," antwortet er, „bedeuten eine hochstrebende, zügellose Phantasie, eine diktatorische Willenskraft, einen festen Erobererwillen. Auch dies gehört zu meinem Charakter und somit muß sich das auch in meiner Handschrift ausdrücken ... ich kann nichts dafür, Herr Professor!"

Der Professor macht immer noch gute Miene zur bösen Handschrift. „Ja, aber was bedeuten dann diese zahllosen Kleckse in Ihrer Handschrift beziehungsweise in Ihrem Charakterbild?"

Holzapfel errötet leicht.

„Ja," sagte er schließlich, „das bedeutet gewisse Trübungen in meinem Sinnenleben, auf die ich leider coram publico hier nicht eingehen kann ..."

An dieser Stelle der Holzapfelschen Ausführungen geschah nun etwas. Boshafte Berichterstatter könnten sagen, daß es beträchtlich geknallt habe. Zum mindesten aber müßte man feststellen, daß eine Hand ausgerutscht sei und daß eine Stimme weiter fragte: „So! Und was bedeutet das?"

Und mit fester, wenn auch etwas tränenerstickter Stimme erklärte der Psychologe Holzapfel: „Das bedeutet, Herr Professor, daß ich einen leidgestählten Charakter habe und erlittenes Unrecht mannhaft zu tragen weiß — und auch das steht in meiner Handschrift drin!"

Damit durfte sich Holzapfel wieder setzen.

Aber — wie sonderbar — war es nun die Ueberzeugungskraft der ausgerutschten lehrerlichen Hand oder hatte sich wirklich in Holzapfels Charakter eine so tiefgehende Wandlung vollzogen — bei der nächsten Arbeit war seine Handschrift tatsächlich sehr leserlich!

„Sehen Sie, Holzapfel!" stellte der Gewaltige dabei fest, „auch ich verstehe etwas von Graphologie. Diese ordentlich hingesetzten Schriftzeichen, diese gebändigten Schnörkel und vor allem diese zielbewußten i-Punkte zeigen mir an, daß Sie einen ordentlichen, gebändigten und zielbewußten Charakter haben — auch ich verstehe eine ganze Menge von Graphologie, wie Sie sehen!"

Und mit stillem Einverständnis sahen sich Meister und Schüler gegenseitig in die Augen.

Vom Leben der Schwäne

Den vielgerühmten Schwanengesang hört man gar nicht selten, wenn man Gelegenheit hat, wilde Schwäne zu sehen. In der Zeit der Paarung sind Schwäne durchaus nicht stumm, sondern stoßen einen Ton wie schmetternde Fanfaren aus, ein wildes, leidenschaftliches Lied, das aber durchaus nicht bedeutet, daß die Schwäne ihr Ende nahen fühlen. Der zahme Schwan der Gefangenschaft aber, der in stummer, einsamer Schönheit und Majestät auf unseren Teichen und Seen seine Kreise zieht, gibt nur ein erregtes Zischen von sich, wenn irgend etwas seine Ruhe stört. Dennoch ist der Schwan kein friedliches Tier. Selbst im Leben der gefangenen Schwäne ereignen sich Tragödien genug, die uns erkennen lassen, daß seine sanfte Außenseite sehr trügerisch ist.

Ein Schwan kann hundert Jahre alt werden, vorausgesetzt, daß er nicht den vielen Gefahren, die ihm drohen, erliegt.

Interessant ist, daß wir bei den Schwänen so etwas wie eine Versuchs-Ehe beobachten können. In der Paarungszeit suchen sich die männlichen Schwäne eine Genossin und leben mit ihr zusammen. Aber erst nach vielen Monaten entschließen sie sich dann, sich ein Nest zu bauen und eine Familie zu gründen. Haben sie aber dieses Nest gebaut, so kehren sie Jahr für Jahr nach dem gleichen Fleck zurück. Sobald die Eier ausgebrütet sind, bewachen die Schwäne die Jungen mit höchstem Eifer. Menschen oder Tiere, die sich ihnen zu nähern wagen, werden rücksichtslos angegriffen. Es kommt auch vor, daß ein in der Nähe brütendes anderes Schwanenpaar Anspruch auf den gleichen Wasserstreifen macht, den das erste Paar mit Beschlag belegt zu haben glaubte. In solchem Falle entspinnen sich furchtbare Kämpfe zwischen den männlichen Schwänen, die fast immer mit dem Tode eines der Gegner enden. Häufig hat man beobachtet, daß in solchen Fällen der Mörder und sein Weibchen sich der Kinder des Getöteten annehmen und mit ihnen zusammen eine große Familie bilden. Die verwitwete Mutter beachten sie dagegen nicht weiter, und diese entfernt sich entweder, um anderswo ein neues Glück zu suchen, oder aber sie geht ein. Denn es ist keine Legende, daß Schwäne, die ihren Partner verlieren, untröstlich sind. Der männliche Schwan soll sich nie zu einer zweiten Ehe entschließen, vielmehr soll er von Stund an Weiberfeind werden. Sehr oft kommt es vor, daß ein solcher Schwanenwitwer Jahr für Jahr sein Nest aufs beste instand setzt und auf die Rückkehr der gestorbenen Gattin wartet. Versuche, ihnen ein neues Weibchen zuzugesellen, sind schon oft unglücklich ausgegangen, denn sie gehen in ihrem Gram so weit, daß sie ein neues Weibchen, das ihnen allzu nahe kommt, töten.

Von einem ganz eigenartigen Zwischenfall in der Schwanenwelt, der sehr zu denken gibt, weiß ein Schwanenkenner zu berichten. Auf einem Schwanenteich gab es neben den weißen Schwänen auch schwarze. Aber die beiden Schwanenarten hielten sich streng getrennt, — bis es eines Tages einem der weißen Schwäne einfiel, sich eine Gefährtin unter den schwarzen Schwänen zu suchen. Die weißen Schwäne taten sich zusammen, und eines Abends in der Dämmerung erhoben sie sich von der Wasserfläche und schossen auf die schwarze Schwänin zu, die den weißen Schwan in ihre Netze gezogen hatte. Nach wenigen Augenblicken war ide Sünderin getötet. Kurz danach bemerkte ihr Gemahl die treibende Leiche. Nachdem er sie mehrfach umschwommen hatte erhob er sich aus dem Wasser, breitete die Flügel und flog über die Dächer der Stadt nach einem anderen Teich, wo er lange Zeit einsam lebte. Als man ihm eines Tages eine weiße Schwänin zugesellte, war er es zufrieden und lebt nun glücklich und behaglich. Jenes tragische Liebesabenteuer ist von seinem Vogelherzen vergessen.

Erwin Stolte.